

Ari Rath · Ari heißt
Löwe · Erinnerungen



Zsolnay



Paul Zsolnay Verlag

Ari Rath
Ari heißt Löwe
Erinnerungen

Aufgezeichnet von Stefanie Oswalt

Paul Zsolnay Verlag

Gefördert vom Zukunftsfonds der Republik Österreich.



ISBN 978-3-552-05615-2

Alle Rechte vorbehalten

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2012

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele andere Informationen
finden Sie unter www.hanser-literaturverlage.de
Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf
www.facebook.com/ZsolnayDeuticke

Datenkonvertierung E-Book: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

Inhalt

Prolog: Die Kreise schließen sich
Eine Kindheit in Wien
Abschied von Österreich
Im Jugendheim der Ahawah
Der junge Kibbuznik
Erste Schritte in der Politik
Im Dienst der Jugendbewegung
Neue Aufgaben, neue Wege
Journalist bei der *Jerusalem Post*
Chef vom Dienst in spannenden Zeiten
Persönlicher Sekretär des großen alten Mannes
Zwischen Front und Schreibtisch
Der Jom-Kippur-Krieg und seine Folgen
Hoffnungen und Rückschläge
Epilog: Zwischen Jerusalem und Wien

Danksagung
Editorische Notiz
Namensregister
Bildnachweis

Für meine Mutter Laura, die ich nicht kannte.

לאימי לאורה שלא היכרתי.



Im Meer, am 2. XI.

Liebe Alle!

Ihr schreibt ja mehrfach
fleißig einen ^{Lasse} ~~Brief~~ hat ich schon
geschrieben und jetzt der Brief. Also
in einem Tag. Die Bahnreise war ganz
angenehm. Exkursionen hatten wir
überhaupt keine. Also nach den
langgeschnitten 13 Stunden kamen wir
in Triest an. Auf der Bahn noch
sahen wir die vielen italienischen
Uniformen auf. In Triest angekommen
wurden wir dann in einen
Raum geführt in dem in 16 Sprachen

Brief Ari Rath's an seine Freunde in Wien, geschrieben auf der Galilea auf dem Weg von Triest nach

Haifa am 2. November 1938

Prolog: Die Kreise schließen sich

Im November 1938, acht Monate nach dem »Anschluss«, hat mich die Stadt Wien im Alter von fast vierzehn Jahren aus der Heimat meiner Kindheit vertrieben. Alles, was mir lieb und wichtig war, wurde mir nach dem 11. März 1938 genommen, weil ich Jude bin. Die Erde, in der meine viel zu früh verstorbene Mutter Laura am Zentralfriedhof begraben ist, wurde zum fremden Boden für mich. Der Zutritt zu unserem geliebten Spielplatz im Liechtensteinpark bei der Porzellangasse im 9. Bezirk, wo sich mein Leben als Kind abspielte, war sofort für Juden verboten. Die gutgehende Firma meines Vaters Josef übernahm von heute auf morgen ein Nazikommissar. Über Nacht waren wir vogelfrei.

Gerade rechtzeitig gelang es mir, gemeinsam mit meinem drei Jahre älteren Bruder Maximilian/Meshulam nach Palästina, in das Land Israel, auszuwandern. Mit erheblichen Mühen und starken seelischen Kräften habe ich mir dort ein neues Leben aufgebaut. Nicht auszudenken, wie es verlaufen wäre, hätte ich damals, am 1. November, unseren Zug von Wien nach Triest versäumt. Das hätte leicht geschehen können, denn tags zuvor war ich den Nazis nur knapp entwischt: Wir hatten in der jüdischen Schule in der Schiffamtsgasse gerade tränenreich Abschied gefeiert, und ich lief mit meinen beiden besten Freunden schnellen Schritts durch die schon dunklen Gassen nach Hause. Plötzlich umzingelte uns eine Horde von Hitlerjungen auf Fahrrädern. Sie schrien »Judenbuben, Judenbuben« und zwangen uns, auf einen Lastwagen zu klettern, dessen Fahrerkabine mit einem großen Transparent »Hermann-Göring-Alteisensammlung« bedeckt war. Die Fahrt ging in einen großen Hof im Prater, wo wir umgeladen werden sollten, um uns zur Zwangsarbeit in die Lobau, ein Gewerbegebiet auf der gegenüberliegenden Donauseite, zu transportieren. Am nächsten Morgen hätten wir dort mit der Sortierung von Alteisen beginnen sollen. Während die SA-Männer »runter, rauf« schrien, rief ich Paul und Herbert

geistesgegenwärtig zu: »Wir laufen weg!« So schnell wir konnten, rannten wir in der Finsternis durch das große offene Tor auf die Ausstellungsstraße und weiter zum Praterstern. Zu unserem Glück brüllten die Nazis damals nur hinter uns her und schossen nicht. Wir waren gerettet.

Im Februar 2011 hat das Allgemeine Krankenhaus der Stadt Wien, in der besten Tradition der öffentlichen Universitätsmedizin, mein Leben gerettet. Am Ende einer Vortragsreise quälte ich mich mit großen Schmerzen, die, wie sich bald herausstellte, von einem Blinddarmdurchbruch herrührten. Zu diesem Übel gesellte sich nach der Notoperation eine Lungenentzündung. 36 Stunden lang schwebte ich völlig ahnungslos in Lebensgefahr – ein sehr sonderbares Gefühl, auch im Nachhinein. Später erklärten mir die guten Ärzte des AKH, es sei mein starker Lebenswille, der geholfen habe, die kritischen Stunden zu überwinden.

Während der zwölf Wochen meiner Genesung im neuen Maimonides-Zentrum an der Donau blickte ich jeden Tag von meinem Zimmer im fünften Stock über die Praterbrücke auf die Lobau. Bis heute hat dieser Name einen bedrohlichen Klang für mich. Selbst in meinen wildesten Träumen hätte ich mir niemals vorstellen können, eine so lange Zeit in Wien zu verbringen.

73 Jahre lang habe ich Österreich höchstens für kurze Zeit besucht. Längst fühle ich mich auf drei Kontinenten zu Hause. Wien mit seiner klassischen, mitteleuropäischen Kultur war immer mit mir und in mir, obwohl ich nach den fürchterlichen Erlebnissen von 1938 viele Jahre die Verbindung mit der Stadt meiner Geburt und meine Muttersprache Deutsch verdrängt habe. Bis heute spreche ich mit meinem Bruder Hebräisch. Nach unserer Ankunft in Palästina haben wir uns das feierlich versprochen, obwohl unsere Sprachkenntnisse damals noch sehr rudimentär waren. Keine meiner Nichten und ihrer Nachkommen hat übrigens Deutsch gelernt.

Mit der Waldheim-Affäre von 1986 begann eine intensive Auseinandersetzung der Österreicher mit ihrer Vergangenheit, in deren Folge ich mich Wien wieder annähern konnte. Ich lernte zahlreiche Politiker, Schriftsteller und Künstler einer neuen Generation kennen, die sich an den

wöchentlichen Protesten gegen Waldheim beteiligten. Viele von ihnen sind noch heute meine Freunde.

Auch in den Vereinigten Staaten fühle ich mich zu Hause, seit mich die Kibbuz-Bewegung im November 1946 vom jüdischen Palästina nach New York schickte. Ich war 22 Jahre alt und sollte junge jüdische Amerikaner und Amerikanerinnen für ein Leben in Palästina werben. Die 21 Monate, die ich in den USA verbrachte, eröffneten mir die vielseitige, mir bis dahin völlig unbekannte englischsprachige Welt. Englisch war in Palästina die Sprache der Polizisten, Soldaten und Kolonialbeamten der britischen Mandatsregierung, die man ablehnte und sogar hasste. Während der dreiwöchigen Schiffspassage von Haifa nach New York las ich jeden Tag Artikel in alten Ausgaben der *Palestine Post* (1950 in *Jerusalem Post* umbenannt), die bis in die 1990er Jahre hinein die einzige englischsprachige Zeitung des Landes war. Da es im Leben keine Zufälle gibt, ist es wahrscheinlich wenig verwunderlich, dass ich zwölf Jahre später meine journalistische Karriere bei der *Jerusalem Post* begann. Als deren Chefredakteur war ich sicherlich der einzige einer englischsprachigen Zeitung, der nie Englisch-Unterricht hatte.

Trotz meiner Wurzeln in Europa und der Neuen Welt ist der Stamm meines Lebensbaums aber zweifellos in Israel. Dort liegt der Mittelpunkt meiner persönlichen, politischen und kulturellen Interessen und Verbindungen. Dort lebt meine Familie, und seit 1957 ist Jerusalem meine Heimatstadt. Die Jugendjahre in der Ahawah-Schule in Haifa, der Aufbau unseres Kibbuz Chamadiya, mein Reservedienst in der israelischen Armee und vor allem die langen Jahre bei der *Jerusalem Post* – all dies bindet mich unauflösbar an Israel, dessen wechselvolle Geschichte ich oft hautnah miterleben konnte: wie der Traum von einem eigenen jüdischen Staat 1948 wahr wurde und wie er in den folgenden Jahrzehnten immer wieder verteidigt werden musste. Ich erinnere mich an meine Arbeit im Dienste von David Ben-Gurion und Teddy Kollek und an intensive Begegnungen mit führenden Politikern wie Yitzhak Rabin, Moshe Dayan, Golda Meir und Shimon Peres.

Rückblickend scheinen mir die 31 Jahre bei der *Jerusalem Post* meine wichtigsten und produktivsten. Zeitungen besaßen in der vordigitalen Zeit eine andere Bedeutung als heute. Wir informierten unsere Leser über das Geschehen in der Welt, zugleich aber lieferte die *Jerusalem Post* als einzige englischsprachige und damals auch liberal gesinnte israelische Zeitung für Außenstehende einen Blick in die Gesellschaft des jungen Staates. Zu den Sternstunden meines Journalistenlebens zählen persönliche Gespräche mit führenden internationalen Politikern wie Indira Gandhi, Olof Palme, Henry Kissinger, Konrad Adenauer und Bruno Kreisky.

Es ist meine tiefe Überzeugung, dass die Zukunft Israels von einem dauerhaften und gerechten Frieden mit den Palästinensern abhängt. Mit großer Euphorie haben wir bei der *Jerusalem Post* im November 1977 den historischen Besuch des ägyptischen Präsidenten Anwar as-Sadat in Jerusalem begrüßt. Bis zu meinem Abschied 1989 unterstützte das Blatt so weit wie möglich die verschiedenen Friedensinitiativen. Während dieser Jahre lernte ich führende ägyptische und palästinensische Politiker kennen, mit denen ich zum Teil bis heute in Kontakt stehe. Leider scheint mir aber der Frieden heute so fern wie nie: Der Niedergang der einst mächtigen Arbeiterbewegung, die bei der Staatsgründung eine Schlüsselrolle gespielt hat, erfüllt mich mit Trauer. Der zunehmende Einfluss der religiösen Siedlerbewegung auf das Militär und der Rechtsruck der israelischen Gesellschaft bereiten mir große Sorge. Die Aussichten sind düster, doch möchte ich am Abend meines Lebens die Hoffnung nicht aufgeben, den Aufbruch in eine friedliche Zukunft noch zu erleben.

Ich empfinde es als ein großes Geschenk, dass mich meine natürliche Neugier, mein gutes Gedächtnis und mein Optimismus nie verlassen haben. Dankbar blicke ich heute auf den Schatz meiner Erinnerungen zurück, und ich wundere mich selbst, wie viele von ihnen im Zusammenhang mit prägenden politischen Momenten des 20. Jahrhunderts stehen. Es ist Zeit, sie endlich aufzuschreiben.

Eine Kindheit in Wien

Meine Eltern stammen aus Galizien; meine Mutter Laura, geborene Gross, wurde 1889 in Stryj südlich von Lemberg geboren, mein Vater, Josef Rath, kam 1893 in Kolomiya zur Welt, einem Ort in der Nähe von Czernowitz, an der galizischen Grenze zur Bukowina. Stryj und Kolomiya gehörten damals zur kaiserlich-königlichen Habsburgermonarchie, heute liegen sie in der Ukraine.

Trotz jahrzehntelanger kommunistischer Herrschaft ist der österreichische Ursprung in den Städten Lwiw/Lemberg und Tscherniwzi/Czernowitz immer noch deutlich fühlbar. Als ich im September 2008 zum ersten Mal nach Lwiw kam, um die verlorene Welt meiner Eltern zu suchen, erinnerte es mich sehr an Wien. Altmodische Straßenbahnen fahren durch die kopfsteingepflasterten Straßen, viele der historischen Stadtpaläste haben überdauert, und hier und da gibt es auch wieder traditionelle Kaffeehäuser.

Mein Vater meldete sich am Anfang des Ersten Weltkriegs zum österreichischen Militär. Er hatte gerade seine Matura an einem deutschsprachigen Gymnasium in Kolomiya abgelegt und landete, da er körperlich eher schwächling war, als Beamter im Kriegsministerium in Wien. Warum meine Mutter von Stryj nach Wien ging, weiß ich nicht. Beide Familien kannten sich schon in Galizien, doch lernten die Eltern einander erst während des Weltkriegs in Wien näher kennen und heirateten nach Kriegsende. Im November 1921 kam mein Bruder Maximilian (»Maxi«) zur Welt, ich gut drei Jahre später, am 6. Jänner 1925, dem Tag der Heiligen Drei Könige, sodass mein Geburtstag im katholischen Österreich immer ein schulfreier Tag war. Nach dem hebräischen (jüdischen) Mondkalender fiel mein Geburtstag auf den zehnten Tag des Monats Tewet, ein Fasttag für streng Religiöse, da an diesem Tag die erste Stadtmauer Jerusalems an die Römer gefallen ist.

Wir wohnten zunächst im 8. Bezirk in der Piaristengasse 46, um die Ecke des Theaters in der Josefstadt. Mein Bruder behauptet sich erinnern zu können, wie unser Vater im Taxi mit einem kleinen Bündel nach Hause kam, in dem ich mich befand. Einige Monate nach meiner Geburt zogen wir in die Porzellangasse 50 im 9. Bezirk in der Nähe des Franz-Josefs-Bahnhofs. Mein Vater und sein zehn Jahre älterer Bruder Jakob Fried (obwohl sie leibliche Brüder waren, trugen sie wegen eines Irrtums der österreichischen Magistratsbehörden in Kolomiya verschiedene Familiennamen) hatten zusammen eine Papiergroßhandelsfirma, Fried & Rath, gegründet, die sich vorerst in einem kleinen Geschäft in der Innenstadt befand. Nach einigen Jahren übersiedelten sie in größere Geschäftsräume gegenüber dem Kriegsministerium in der Wiesingerstraße. Ich erinnere mich, wie ich als Kind auf dem Warenaufzug gespielt habe, der große Papierballen von den Lieferwagen auf der Straße zu den Lagerräumen im Keller brachte. Als Belohnung für meine »Hilfe« in den Lagerräumen durfte ich im Kaffeehaus gegenüber eine Linzertorte oder ein Baiser mit Schlagobers bestellen.



Das Geschäft scheint ziemlich gutgegangen zu sein, da mein Vater und mein Onkel in den späteren zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre von ihren Gewinnen in Berlin investieren konnten. Sie kauften fünf Mietshäuser. Allerdings stritten sie häufig, mein Vater war anscheinend der ungeduldigere und manchmal jähzornige jüngere Bruder. Schon als Kind fühlte ich mich meinem gütigen »Onkel Jakob« sehr verbunden. Der wiederholte Streit führte Anfang der dreißiger Jahre auch zur geschäftlichen Trennung der beiden, obwohl die Firma ihren Namen Fried & Rath bis zum Ende, nach dem »Anschluss« im März 1938, beibehielt. Von seinem Anteil an der Papiergroßhandelsfirma kaufte Jakob Fried Anfang der dreißiger Jahre eine große Pelzgerberei namens Schlammerdinger in der Muthgasse im 19. Bezirk. Dieses Geschäft hielt sich aber nicht lange; 1935, als Hitler in Deutschland bereits an der Macht war, zogen Onkel Jakob und seine Frau Bassia mit ihren Töchtern Dolly und Lore nach Berlin, um dort die Häuser der Familie zu verwalten. Das Haus in der Muthgasse blieb in seinem Besitz und wurde 1939 von den Nazis zwangsversteigert. Bis heute ist es nicht in den Besitz seiner Familie zurückgelangt, obwohl alle Urkunden dieses Zwangsverkaufs vorhanden sind. So wissen wir, dass ein Architekt namens Pichler 17 100 Reichsmark für das Haus gezahlt hat, zuzüglich eines »Entjudungszuschlags« von 1800 Reichsmark an die Gestapo. In Österreich aber kann ein Grundstück an die ursprünglichen jüdischen Inhaber und ihre Erben nur dann zurückerstattet werden, wenn es im Besitz der Stadt oder des Landes Wien oder des Bundes ist. Bis heute profitieren also die Nachkommen der Ariseure von damals.



*Ari mit seinem Vater (links), Onkel Jakob (rechts) und der Gouvernante 1931 auf dem Hermannskogel
bei Wien*

Meine erste konkrete Kindheitserinnerung ist zugleich eine der traurigsten meines Lebens: Während der Pessachfeiertage im April 1929 starb meine Mutter. Trotz meines guten Gedächtnisses habe ich überhaupt keine Erinnerung an sie und kann mir ihre Gestalt nicht vorstellen. Das einzige Bild, das ich von ihr habe, stammt aus dem schwarz gebundenen Traueralbum, das die jüdische »Chewra Kadischa«, die Beerdigungsgesellschaft, nach ihrem Tod der Familie übergeben hat. Es muss eines der letzten Fotos meiner Mutter sein, denn es zeigt ziemlich deutlich ihr geschwollenes Gesicht und ihren dicken Hals, die charakteristischen Symptome der Basedowschen Krankheit. Die damit verbundene Störung der Schilddrüse und des Stoffwechsels kann zu tiefer Depression führen und war damals noch nicht wirksam zu behandeln. Doch erinnere ich mich gut an den Tag, an dem das Unglück geschah: Wir beiden Kinder, mein siebeneinhalbjähriger Bruder Maxi und ich mit meinen vier Jahren und bald

vier Monaten, waren mit unserer Gouvernante im sogenannten Besslerpark am Franz-Josefs-Bahnhof unterwegs, weil die Familie ein feierliches Mittagessen zum achtzehnten Geburtstags unserer Cousine Dolly vorbereitete. Plötzlich kam unsere Köchin ganz aufgeregt zu uns und flüsterte unserer Gouvernante etwas ins Ohr. Beide begannen fürchterlich zu weinen; darauf fuhren wir mit der Gouvernante mit der Straßenbahn zur Wohnung unseres Onkels Jakob in der Kaiserstraße im 7. Bezirk, wo wir einige Wochen blieben. Wir Buben hatten natürlich keine Ahnung, warum wir jetzt bei unserem Onkel Jakob und seiner Familie wohnen sollten. Erst vierzig Jahre später, bei Dollys erstem Besuch in Israel, erzählte sie mir die dramatischen Ereignisse an diesem fürchterlichsten Tag meines Lebens. Dolly war mit der Straßenbahn zu unserem Haus gefahren und hatte schon beim Aussteigen den Rettungswagen und viel Polizei gesehen, die den Eingang zu unserem Haus sperrten. Als sie darauf bestand, als enge Verwandte der Familie Rath Zutritt in das Haus zu erhalten, erfuhr sie, was Schreckliches geschehen war. Kurz vor dem geplanten Geburtstagsessen war unsere Mutter plötzlich in den dritten Stock hinaufgerannt und hatte sich durch ein Fenster in den Hof des Hauses gestürzt. Sie war sofort tot. Für uns Kinder hieß es damals, unsere Mutter Laura sei an Lungenentzündung erkrankt und im Krankenhaus, wo wir sie nicht besuchen durften. Ein ganzes Jahr lang hat man mich belogen, was man einem aufgeweckten Kind, wie ich eines war, nicht antun sollte.



Die Brüder Max (links) und Ari, 1929

Am ersten Todestag meiner Mutter durfte ich mit der Familie zur Enthüllung des Grabsteins auf dem jüdischen Friedhof am vierten Tor des Zentralfriedhofs mitkommen. Es ist ein riesiger Friedhof mit vielen tausend jüdischen Gräbern, die die Nazizeit und den Krieg überdauert haben. Ich habe nie verstanden, wieso die Nazis Millionen von jüdischen Menschen grausam ermordeten, jüdische Friedhöfe aber verschonten. Der ursprüngliche Grabstein meiner Mutter war eine runde, weißgraue Marmorsäule, in der Mitte schräg abgesägt, ein Symbol für ein frühzeitig abgeschnittenes Leben. Während der letzten Kämpfe um die Befreiung Wiens wurde dieser Grabstein von einem Kanonenschuss schwer beschädigt. Mein Bruder ließ ihn bei seinem ersten Besuch in Wien nach dem Krieg im Dezember 1947 durch einen einfachen, rechteckigen grauen Grabstein ersetzen. Wann immer ich in Wien bin, besuche ich das Grab meiner Mutter. Ich lege einen kleinen Stein auf ihr Grab und stelle einen Blumentopf hin, den ich am zweiten Tor kaufen muss, denn am Eingang zum jüdischen

Friedhof gibt es keine Blumenläden – es kommen zu wenige Besucher hin. Ich trage dann immer mein kleines schwarzes Trauergebetbuch bei mir und spreche das traditionelle hebräisch-aramäische Trauergebet, das Kaddisch. Es beginnt mit den Worten »Jit'gadal wejtkadasch sch'me rabba« (Erhoben und geheiligt sei Sein großer Name). Eigentlich handelt es sich um ein Ruhmgebet: Gott, der Allmächtige wird hier in herrlichen Adjektiven angerufen und als derjenige gerühmt, der »Frieden in seinen Höhen macht und Frieden auf uns und auf ganz Israel bringen wird«. Das Kaddisch bringt keine persönliche Trauer zum Ausdruck. Deshalb bete ich auch immer »El male rachamim«, ein Gebet, das an den Gott voller Barmherzigkeit gerichtet ist und den Namen der oder des Verstorbenen nennt, für dessen ewige Ruhe im Himmelreich Gottes wir bitten.

Der frühe Tod meiner Mutter Laura, der den Verlust der wichtigsten Person in meinem Leben bedeutete, hat mich sehr geprägt und zweifellos mein Verhältnis zu Frauen bestimmt. Unmittelbar nach der Beerdigung zog Omama Frimtsche bei uns ein, meine Großmutter mütterlicherseits. Sie war eine liebevolle, großzügige Frau, aber die Mutterliebe konnte sie nicht ersetzen. Ich war ein Kind, das nie »Mama« sagen konnte. Der Begriff »Mutter« war für mich ein düsteres Grab. Überhaupt fehlte mir neben Omama Frimtsche eine ständige weibliche Bezugsperson, denn auch die Gouvernanten wechselten ständig. Kaum hatte ich mich an eine ein wenig gewöhnt, musste sie schon wieder weggehen. Mein eher verwöhnter und jedem Sport abgeneigter Bruder beschwerte sich bei unserem Vater so eindringlich über die Gouvernanten, die ihn in der Sommerfrische zum Bergsteigen oder Schwimmen gezwungen hätten, dass mein Vater immer nachgab. Ungeduldig, wie er war, wollte er wohl einfach seine Ruhe haben und kündigte die Gouvernante, bis die nächste kam. In sieben Jahren hatten wir mindestens sieben. Schon als Kind musste ich mich daran gewöhnen, mich nicht zu fest an Frauen zu binden, da ich immer fürchtete, sie würden mich bald wieder verlassen.

Wir waren eine typische moderne jüdische Familie der dreißiger Jahre in Mitteleuropa. Mein Vater hatte sich bereits vollständig an die westeuropäischen Werte und Gebräuche angepasst, obwohl er ursprünglich

aus einer angesehenen Rabbiner-Familie stammte. Zu seinen Vorfahren zählte ein weiser Thora-Gelehrter namens Meshulam Rath, der Namensgeber für unseren Rabbiner-Onkel und auch für meinen Bruder Meshulam (Maximilian). Rabbiner Meshulam Rath, eigentlich ein Cousin unseres Vaters, lebte vor dem Zweiten Weltkrieg in zwei kleinen Städten in Galizien und der Bukowina, Tschortkow und Chorsokow. Den Krieg überlebte er als Rabbiner in Czernowitz. Im Sommer 1946 kam er mit seiner Familie mit der Bahn aus Rumänien über die Türkei, Syrien und den Libanon nach Palästina. Seine Tochter Surka kannte ich aus meiner Kindheit, da sie uns einige Male in Wien besucht hatte und mir immer kleine Geschenke brachte. Gemeinsam mit vielen seiner chassidischen Anhänger, die lange schwarze Kaftane und breite Hüte trugen, erwartete ich in Rosch Hanikra, der Grenzstation zwischen dem Libanon und Palästina, mit großer Neugier die Familie meines Onkels. Ich war der Einzige ohne Kopfbedeckung in der Menge, die den angesehenen Rabbiner bei seiner Ankunft im Land Israel begrüßen wollten. Obwohl sein langer weißer Bart sein schmales Gesicht prägte, konnte ich die Gesichtszüge der Rath-Fried-Familie deutlich erkennen. Ich begleitete meinen neu gefundenen Onkel und seine Familie im Zug die kurze Strecke nach Haifa, wo ihre Station in Palästina war.

Rabbiner Meshulam Rath war streng religiös-orthodox, in seiner Weltanschauung jedoch fortschrittlich. So versuchte er auch strenge religiöse Bräuche der modernen Lebenswirklichkeit anzupassen. Seine pro-zionistische Einstellung machte ihn sehr unbeliebt in den Kreisen der ultraorthodoxen Partei Agudat Jisra'el, die damals in Polen sehr stark war, und behinderte seine rabbinische Karriere. Doch im jüdischen Palästina und nachher in Israel beantwortete er öfters schwierige talmudische Fragen für den langjährigen Oberrabbiner Yitzhak Halevy Herzog, den Vater von Israels Staatpräsidenten Chaim Herzog. Die jüdischen Rechtssprüche von Rabbiner Meshulam Rath sind in einem großen Sammelband unter dem Titel »Kol Hamewasser« (Die Stimme des Verkünders) erschienen. Einer der Brüder des Rabbiners, Moses Rath, der während des Ersten Weltkriegs ebenfalls aus Kolomiya nach Wien kam, hat das erste große hebräisch-deutsche Lehrbuch »Sfat Amenu« (Die Sprache unseres Volkes) verfasst und herausgegeben.

Für unser Wiener Alltagsleben aber spielte der Einfluss der Omama Frimtsche eine deutlich größere Rolle. Sie vermittelte uns die religiösen Traditionen. Freitagabend zündete sie die Schabbatkerzen an. Unser Vater sprach mehrmals den Segensspruch über den Wein und das traditionelle geflochtene Weißbrot, die »Challes«. Es gab natürlich auch »Gefilte Fisch« als Vorspeise und Hühnersuppe mit Nudeln. An den jüdischen Pessach-Feiertagen wechselte unsere treue Köchin und Haushälterin Mizzi mit der Großmutter das gesamte Geschirr aus. In den großen Kredenzen im Speisezimmer bewahrten wir das Jahr über Porzellan und Besteck für Pessach auf. Die Alltagstöpfe und Pfannen wurden mit siedendem Wasser koscher gemacht. Unser Vater hielt die Pessach-Feiertage jedes Jahr streng ein: Wie in der Diaspora üblich, feierten wir zwei Seder-Abende. Es wurde meist die ganze Hagadah gelesen – die Geschichte des Auszugs der Kinder Israel aus Ägypten – und ich, als der jüngste Bub, musste schon mit sechs Jahren die vier »Ma-Nischtana«-Fragen stellen: »Warum ist diese Nacht anders als alle Nächte?« Der zweite Teil des Seder-Abends, nach der üppigen Mahlzeit mit zwei Gläsern Wein oder Traubensaft für die Kinder, war dann lockerer und meist den traditionellen Liedern aus der Hagadah gewidmet.

Freitagabend und an den Feiertagen besuchten wir in der Regel den Müllnertempel in der Grünentorgasse, Ecke Müllnergasse, der in der Pogromnacht 1938 vollständig zerstört wurde. Dort wirkte Rabbiner Arthur Zacharias Schwarz, der Schwiegervater von Teddy Kollek, dem späteren Bürgermeister Jerusalems. Der Müllnertempel galt als konservativ und modern zugleich. Freitagabend wurde der erste Teil des Schabbatgebets, in dem die »Schabbatbraut« empfangen wird, mit Orgel und Chor begleitet. Die Gebetssprache war prononciert aschkenasisch, im Gegensatz zur sephardischen Aussprache, die wir im modernen, gesprochenen Hebräisch benutzen. Unsere streng fromme Omama Frimtsche betete mit meinem Bruder öfters in der kleinen »Schil« (jiddisch für Schule, ein kleines Gebetshaus) in der Stroheckgasse. Aus lauter Frömmigkeit band sie sich den Hausschlüssel am Schabbat mit einem Taschentuch an den Arm, damit nur ja alle Taschen leer blieben. Womöglich hätte sie sonst vielleicht einen

Groschen in einer Tasche behalten und wäre in Versuchung geraten, etwas einzukaufen. Man sollte am Schabbat auch nichts tragen.

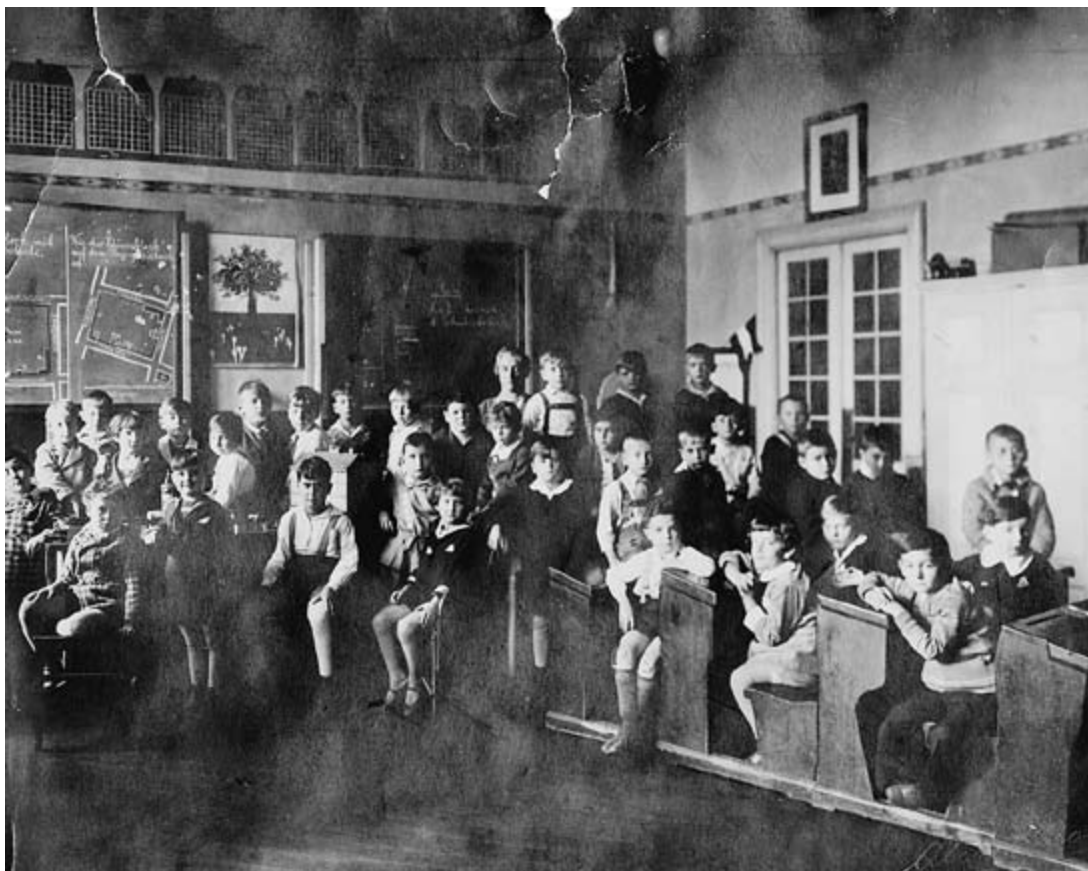
Omama Frimtsche legte Wert auf eine streng koschere Küche. Außerhalb des Hauses allerdings aßen wir öfters in gewöhnlichen Kaffeehäusern und Restaurants und durften auch am Schabbat mit der Straßenbahn fahren. Allerdings hatte mein Bruder Maxi unter dem Einfluss von Omama Frimtsche einige Jahre lang eine strengere fromme Phase und bestand darauf, nur koscheres Fleisch zu essen. Bei der Wahl eines Ortes für unsere alljährliche zweimonatige Sommerfrische war es ausschlaggebend, ob und von wo man koscheres Fleisch beziehen konnte. Ich hingegen machte mir keine Sorgen darüber und mokierte mich öfter über meinen Bruder, den ich »kuscheren Moische« nannte.



Mit Omama Frimtsche (Mitte) und der Gouvernante auf dem Semmering, 1930

Von 1930 bis 1934 besuchte ich die Schubertschule in der Grünentorgasse, eine Volksschule, an der schon Franz Schubert unterrichtet hatte. Da ich vor dem 15. Januar geboren war, mussten wir beim Bezirksschulrat um

Genehmigung ansuchen, dass ich schon vier Monate vor meinem sechsten Geburtstag in die Schule gehen konnte. Unsere Klassenlehrerin in den vier Volksschulklassen war Marie Blesson. Sie arbeitete nach Pestalozzi-Methoden und hatte mit ihrer gütigen und kenntnisreichen Persönlichkeit eine sehr positive Wirkung auf alle Schulkinder in den prägenden ersten Schuljahren. Für mich wurde sie zu einer Art Mutterersatz. Ich war sehr überrascht, als 2006 eine Rundfunkjournalistin, deren Kind ebenfalls in der Schubertschule in der Grünentorgasse gelernt hatte, mir sehr persönliche Zeugnisse von mir und von meinem Bruder überreichte; sie hatte im Archiv des Bezirksamts Alsergrund die alten Fragebogen gefunden, mittels denen mein Vater und die Klassenlehrerin Marie Blesson in allen vier Volksschuljahren gegenüber dem Schulamt über unseren Entwicklungsstand berichteten. Zunächst war ich etwas schockiert, welch tiefen Einblick sie in die Gefühle und Gedankenwelt meiner Kinderjahre geben, heute schätze ich dieses Dokument allerdings aus zweierlei Gründen: Zum einen belegt es, wie fortschrittlich die damalige Wiener Grundschulpädagogik ausgerichtet war, zum anderen zeigt es mir, dass etliche Eigenschaften, die ich als sehr charakteristisch für mich empfinde, schon in frühester Kindheit angelegt waren. So attestiert mir der Fragebogen etwa ein »vorzügliches Gedächtnis«. Weiter heißt es: »(Das Kind) behält das Gelernte dauernd, beobachtet sehr genau, bemerkt jedes Detail, arbeitet ausdauernd, bringt häufig eigene Gedanken, verbessert seine Klassenkameraden [...] ist schlagfertig.« Außerdem sah Marie Blesson in mir ein heiteres Kind – allerdings »liebesbedürftig« und »sehr zugänglich für Lob«. Und über die häusliche Lage nach dem Tod meiner Mutter schreibt sie: »Das Kind wird von der Großmutter, die seit dem Tode der Mutter mit einem ›Fräulein‹ die Erziehung leitet, sehr verwöhnt.« Es mag an dieser großmütterlichen Verwöhnung gelegen haben, dass ich ein besonders dicker Bub war. Zweibis dreimal wöchentlich bereitete die Gouvernante in der häuslichen Badewanne einen höllischen Schwefelsud, in dem ich zum Abnehmen eine gute halbe Stunde schmoren musste – er hat seine Wirkung nicht verfehlt.



Schubertschule in der Grünentorgasse, Wien IX, Ari ganz links

Bis Anfang der dreißiger Jahre musste unsere Familie die polnische Staatsbürgerschaft behalten, da unsere Eltern beide im polnisch-galizischen Teil der Monarchie geboren waren. Auch in den zitierten Schulfragebogen findet sich in der Rubrik »Staatsbürgerschaft und Heimatberechtigung« für meine Person der Eintrag: »Kolomea, Polen«. Obwohl mein Vater im Ersten Weltkrieg in der k.u.k. Armee auch in Wien gedient und sich in Wien niedergelassen hatte, wurde das von der Ersten Republik nicht als Berechtigung für die österreichische Staatsbürgerschaft anerkannt. Das bedeutete auch, dass er für uns ein sehr hohes Schulgeld zahlen musste, bis wir im Jahr 1931 österreichische Staatsbürger werden konnten.

An das Jahr 1931 erinnere ich mich aber aus einem anderen Grund: Im Sommer jenes Jahres fuhren wir für zwei Monate in die Sommerfrische nach Spital am Semmering, wo unser Vater ein Haus in der Nähe der Eisenbahn gemietet hatte. Ich liebte es, die Waggonen der Güterzüge zu zählen, die in

beiden Richtungen von der Steiermark nach Wien und zurück langsam über den Berg fuhren, und führte Strichlisten darüber, welche Züge die längsten waren. Die Gouvernante des Sommers 1931 war Laura Griffel, die ich schon deshalb besonders mochte, weil sie denselben Vornamen trug wie meine verstorbene Mutter. An den Wochenenden besuchte uns auch ihr Freund Bruno Völkel, ein begeisterter Wanderer. Gemeinsam gingen wir sonntags zur Jause in eines der Gasthäuser in der Nähe. Bis heute steht mir Bruno mit seiner damals seltenen Brille ohne Rahmen, seinen hohen Wanderschuh, kurzen Lederhosen und langen weißen oder grünen Stutzen vor Augen.

An einem dieser Sonntage, an dem unser Vater nicht zu Besuch war, sagte Bruno zu meinem Bruder und zu mir: »Heute werden wir zur Jause nach Steinhaus wandern.« Das kleine Dorf lag etwa fünf Kilometer entfernt. Dieser Ausflug von Spital am Semmering nach Steinhaus hat mich tief geprägt. Zum ersten Mal ging ich von einem Ort zum anderen – und auf einmal erschloss sich mir die unglaubliche Freiheit des Menschen, zu bleiben oder zu gehen. Jederzeit, an jeden Ort. Bis dahin wusste ich, dass man von einem Ort zu einem anderen fährt und dabei abhängig ist von anderen Menschen oder von Transportmitteln, von der Bahn, der Kutsche, dem Auto oder dem Autobus. Noch Wochen später berichtete ich meinen Freunden und Verwandten begeistert: »Wir sind von einem Ort zum anderen gegangen.« Mein Leben lang habe ich diese Freiheit ausgiebig ausgekostet, über Tausende von Kilometern bin ich in meinem Erwachsenenleben allein im Auto gereist, frei und selbstbestimmt.

Schon als Kind interessierte ich mich auch für Politik. Seit meinem achten Lebensjahr las ich die Zeitungen, die der Vater mittags nach Hause brachte, die *Neue Freie Presse*, *Der Tag*, *Die Stunde* und andere. Bis heute steht mir die Zeitungsschlagzeile vom Januar 1933 vor Augen: »Adolf Hitler – deutscher Reichskanzler«. Auch wenn ich jeden Abend spätestens um zehn Uhr im Bett sein musste, hörte ich fast immer um halb elf die deutschen Nachrichten des französischen Senders Radio Straßburg, um zu erfahren, was man im »Westen« sagte und was wirklich in der Welt und in Österreich vorging.

Der Bürgerkrieg, der am 12. Februar 1934 ausbrach, ist eine dramatische Erinnerung für mich. Gleich in der Früh schickte unsere Lehrerin Marie Blesson die Schüler wieder nach Hause, weil es wegen des Generalstreiks keine Elektrizität und Heizung gab. Zur selben Zeit marschierten schon die Heimwehr und das Militär mit von Pferden gezogenen Kanonen auf der Porzellangasse Richtung Franz-Josefs-Bahnhof und Heiligenstadt auf. Die Bilder der schwerbeschädigten Gemeindebauten, etwa des Karl-Marx-Hofes, sind mir bis heute im Gedächtnis. Wie viele jüdische Familien, die nicht bei den Christlichsozialen tätig sein konnten, sympathisierte unsere Familie mit den Sozialdemokraten. Anders als von der antisemitischen Propaganda verbreitet, gab es im damaligen Wien nicht nur wohlhabende jüdische Patrizierfamilien, im Gegenteil: Jüdische Kleinhändler, Beamte, Handwerker und jüdisches Proletariat bildeten den weit größeren Anteil der jüdischen Bevölkerung.

Nach dem Abschluss der Grundschule im September 1934 folgte ich Maxi und wechselte auf das Wasagymnasium, ein humanistisches Bundesgymnasium in der Wasagasse im 9. Bezirk. Bis zum Sommer 1938 absolvierte ich die vier Klassen der Unterstufe, mit vier Jahren Latein und zwei Jahren Griechisch. Wieder war ich mit nur neun Jahren und acht Monaten der jüngste Schüler in meiner Klasse, was mich wenig tangierte. Umso mehr störte mich aber, dass ich am Wasagymnasium erstmals mit der antisemitischen Schulpolitik Österreichs in Berührung kam. Ich wurde nämlich der Klasse 1b zugeteilt, die als »Judenklasse« geführt wurde, während die 1a die »Christenklasse« war. Als formellen Grund für diese Klassentrennung, die es bis zu unserem Jahrgang nicht gegeben hatte, wurde der Religionsunterricht angegeben. Eine weitere – allerdings inoffizielle – Begründung lautete, dass die »Christenklasse« sich ohne die öfters »vorlauten« jüdischen Schüler besser entwickeln könne. Diese Klasseneinteilung war die Folge eines Erlasses vom 4. Juli 1934 des damaligen Unterrichtsministers Kurt von Schuschnigg. (Drei Wochen später übernahm Schuschnigg nach dem Putschversuch der Nazis und der Ermordung von Engelbert Dollfuß am 25. Juli das Amt des Bundeskanzlers.) Im Detail forderte der Erlass, dass in allen Gymnasien und Lehrerseminaren,

in denen es genug Schüler und Schülerinnen für Parallelklassen gab, eine A-Klasse für Katholiken und eine B-Klasse für alle anderen eingerichtet werden sollte. De facto blieben für die B-Klasse alle jüdischen Schüler übrig, denn die wenigen evangelischen Schüler gingen in die »Christenklasse«. Bis heute gehört diese Episode, die viel über den österreichischen Alltags-Antisemitismus vor dem »Anschluss« im März 1938 und dem Machtantritt der Nationalsozialisten aussagt, zu den vielen verdrängten Themen der österreichischen Gesellschaft. Auch gutgesinnte und liberal denkende Österreicher sind vollkommen überrascht, wenn sie hören, dass es schon vier Jahre vor dem »Anschluss« separate »Judenklassen« gab. Renate Mercsanits, eine Lehrerin des Wasagymnasiums, hat diesen Teil der österreichischen Schulgeschichte erforscht, und dank ihr sind die betreffenden Akten und Erlässe heute im Archiv der Schule jedem zugänglich, der sich für das Thema interessiert.

Seit März 2006 erinnert im Wasagymnasium eine Tafel im imposanten Haupteingang an die Namen aller jüdischen Schüler, Schülerinnen und Lehrer, die 1938 vertrieben wurden. Auch der Name unseres beliebten Deutsch-Professors Otto Spranger ist darauf zu finden; er war selbst nicht jüdisch, weigerte sich aber, seine jüdische Frau zu verlassen, und musste deswegen seine Stelle aufgeben. Spranger flüchtete auf Skiern über die Alpen in die Schweiz und von dort nach New York, wohin ihm seine Frau folgte. Nach einer gründlichen Umschulung arbeitete er dort noch etliche Jahre als Psychotherapeut. 1947 trafen Meshulam und ich ihn in New York wieder. Alle konnten wir kaum glauben, dass nur neun Jahre vergangen waren, seit sich unsere Wege unter solch traurigen und dramatischen Umständen getrennt hatten. Das herrliche Gefühl, dass wir überlebt hatten, war unser Leitmotiv. Zur feierlichen Enthüllung der Tafel trafen sich im März 2006 etwa zwanzig überlebende und noch reisefähige ehemalige »Wasagassler«. Mir war die schwierige Aufgabe zugebracht, die Festrede im Namen aller ehemaligen jüdischen Schüler zu halten. Dabei verglich ich uns mit kleinen Setzlingen, die aus ihren Beeten in fremde Erde umgepflanzt wurden.

Den Nazi-Putschversuch im Juli 1934 erlebten wir aus der Ferne, denn wir waren wie immer mit unserer Gouvernante in der Sommerfrische, dieses

Mal am Semmering, in der Villa Mary, einer Dependence des Südbahnhotels. Die Ermordung von Dollfuß und die sympathisch wirkende Persönlichkeit des neuen Bundeskanzlers Kurt von Schuschnigg machten nun auch viele jüdische Familien in Wien in gewissem Sinn »vaterlandstreu«.

Am 1. Mai 1935 mussten sämtliche Haupt- und Mittelschüler Wiens, auch die der »Judenklassen«, im großen Stadion im Prater zu einer riesigen Solidaritätskundgebung antreten. Etliche Wochen vorher übten wir in jeder Klasse das neue Dollfußlied ein, das dann aus vielen tausend Kehlen im Stadion erklang. »Ihr Jungen schließt die Reihen gut, ein Toter führt uns an. Er gab für Österreich sein Blut, ein wahrer deutscher Mann. Die Mörderkugel, die ihn traf, die riss das Volk aus Zank und Schlaf. Wir Jungen stehn bereit, mit Dollfuß in die neue Zeit.« Zur gleichen Zeit gab es Aufmärsche der verschiedenen »Stände« des neuen österreichischen Ständestaats, sie ersetzten die traditionellen Umzüge der Sozialisten am 1. Mai, die seit 1933 verboten waren.

An einem düsteren Herbstabend im November 1935 versammelte sich unsere gesamte Familie im klassischen Gebäude des alten Südbahnhofs, um von unserem Onkel Chaskel, Tante Adele, Omama Frimtsche und den Cousinen Mira und Lalla Abschied zu nehmen. Sie hatten beschlossen, nach Palästina auszuwandern, auch Adeles Brüder reisten mit. Schon damals fuhr jeden Abend um neun Uhr der Remus- oder Romulus-Zug von Wien nach Bologna und Rom, mit Kurswagen Richtung Venedig und Triest. Es war ein trauriger Abschied, denn ich wusste nicht, wann und ob wir uns wiedersehen würden. Palästina war damals sehr weit weg und fremd für mich. Außerdem herrschte eine äußerst angespannte Stimmung zwischen meinem Vater und Onkel Chaskel, die in schlimmem Streit voneinander schieden und sich auch nicht mehr versöhnen sollten. Chaskel nämlich hatte seine Mutter zunächst nicht nach Palästina mitnehmen wollen. Mein Vater stand kurz vor seiner Verlobung mit Rita Liebermann; obwohl Omama Frimtsche Rita schon kannte und sich gut mit ihr verstand, wollte unser Vater die neue Familie aber lieber ohne die Mutter seiner verstorbenen Frau gründen.

Zehn Monate nach seiner Ankunft in Tel Aviv nahm sich Onkel Chaskel in der Nacht nach Jom Kippur das Leben. (Wäre ich nicht so lebensfroh, müsste ich mir Sorgen machen, denn in meiner Familie mütterlicherseits gab es in drei Generationen etliche Selbstmorde. Meine Cousine Mira wurde Anfang der 1980er Jahre tot in ihrer Wohnung in Ramat Gan aufgefunden, und einige Jahre später nahm sich auch ihre Tochter Dina das Leben.) Nach Chaskels tragischem Ende veranlasste unser Vater die sofortige Rückkehr von Omama Frimtsche nach Wien. Er wollte sie nicht allein ihrer Schwiegertochter Adele und der ganzen Familie Friedberg aussetzen. Omama Frimtsche zog im Herbst 1936 allerdings nicht wieder bei uns zu Hause ein, sondern bezog ein Zimmer in der Wohnung meiner Großmutter väterlicherseits. Omama Malcia wohnte in einem Biedermeierhaus in der Kochgasse im 8. Bezirk. Dort verwöhnten uns beide mit guten Torten und anderen Süßigkeiten.

In der Porzellangasse hatten inzwischen wichtige familiäre Veränderungen stattgefunden. Nach dem Tod meiner Mutter war mein Vater eine enge Beziehung mit seiner Prokuristin Maria Hauer eingegangen. Ich mochte sie, da sie mich öfters am Sonntag zu Fußballspielen ins Wiener Stadion mitnahm und mich verwöhnte. Mein Vater wollte Maria heiraten, und sie wäre auch gerne bereit gewesen, für meinen Vater zum Judentum überzutreten; meine Cousine Surka überzeugte ihren Vater, den Rabbiner-Onkel Meshulam Rath, Maria zu konvertieren und die Trauung vorzunehmen. Doch Maxi stellte sich quer: Er tobte so sehr, dass es für Maria unmöglich gewesen wäre, in unsere Familie einzuheiraten. Die vollkommene Ablehnung meines Bruders ihr gegenüber erreichte ihren Höhepunkt, als er sich weigerte, sie im November 1934 zu seiner Bar Mitzwa einzuladen. Zwar gab Maxi nach dramatischen Szenen mit dem Papa schließlich doch nach, aber Maria zog es vor, nicht zu kommen. Im Sommer 1935 resignierte mein Vater und sah ein, dass er auf Maria verzichten musste, wollte er das Verhältnis zu seinem ältesten Sohn nicht vollständig ruinieren. Sein Leben aber wollte er dennoch mit einer Frau teilen. Nach seinem wöchentlichen Besuch in unserer Sommerfrische, die in diesem Jahr in einer Dependence des Schlosshotels in Velden am Wörthersee war, fuhr er für eine Woche zum

Millstätter See, wo sich seine Freunde und Freundinnen aus dem Café Viktoria am Schottentor trafen. Neben Maria gehörte auch Rita Liebermann zu dieser Gruppe. Einige Wochen nach den Sommerferien besuchte uns Rita zum ersten Mal in der Porzellangasse. Mein Vater und sie blieben längere Zeit allein im Wohnzimmer, und ich beobachtete sie durch das Schlüsselloch von unserem Kinderzimmer aus. Erschrocken sah ich, dass sie sich umarmten und küssten. Jetzt wusste ich zu meinem großen Bedauern, dass es mit Maria aus war. Im November, nach der Abreise von Omama Frimtsche nach Palästina, gab es ein feierliches Essen im Speisezimmer, das wir, außer zu den täglichen Klavierübungen auf unserem Bechstein-Flügel, meist nur an Feiertagen benutzten. Onkel Jakob, Tante Bassia, Dolly und Lore und einige vertraute Freunde und Freundinnen der Familie saßen um den großen, runden, festlich gedeckten Tisch, erhoben die Gläser und tranken Bruderschaft mit Rita. Das war quasi die Verlobung. Alle schwelgten im neu eingeführten »Du«, nur ich wollte mich nicht anschließen, denn mein Herz schlug noch für Maria. Als ich die Aufgabe hatte, den Gästen auf einem Silbertablett Kekse und Petits Fours anzubieten, fragte ich jedes Mal ganz natürlich: »Was möchtest du?« Doch als Rita an der Reihe war, wollte ich sie nicht duzen, aber auch nicht mit einem »Sie« beleidigen, und so entschloss ich mich, sie in der dritten Person anzusprechen: »Was möchte man hier?« Damit war das Eis gebrochen; alle lachten, Rita umarmte mich, und fortan waren wir alle per Du.

Am 6. März 1936 heiratete unser Vater Rita, eigentlich Henriette, Liebermann. Sie war 31 Jahre alt und stammte wie unsere Mutter aus Galizien, genauer gesagt aus Sambor, einer fünfzig Kilometer nordwestlich von Stryj gelegenen Kleinstadt. Rita wurde meine zweite Mutter, gütig und verständnisvoll. Gab es Ärger mit Papa, nahm sie uns in Schutz. Die Trauung feierten die beiden nur mit den erforderlichen Trauzeugen. Mein Bruder und ich durften dem neuen Ehepaar erst beim Air-France-Büro am Ring gratulieren, von wo es zum Flughafen ging. Noch am gleichen Tag flogen sie, was damals als sehr vornehm galt, nach Genua, um dort eine Mittelmeer-Rundreise anzutreten. Auf einen Besuch in Ägypten verzichteten

Vater und Rita, sie blieben lieber einige Tage in Palästina, in Haifa, wo Ritas zwei Jahre ältere Schwester Tamara, eine begeisterte Pionierin, seit mehr als einem Jahr lebte. Sie besuchten auch Omama Frimtsche und reisten mit Tamara ein wenig durch das Land. Palästina erschien ihnen interessanter und moderner, als sie es erwartet hatten, aber auf keinen Fall wollten sie jemals dort leben. An dieser Einstellung hielten sie auch fest, als unser gutes Leben nach dem »Anschluss« im März 1938 zusammenbrach. Mein Vater, der gelegentlich durchaus für zionistische Zwecke spendete, wollte im März 1936 nicht einmal aus symbolischen Gründen ein ihm angebotenes Grundstück in Tel Aviv kaufen, obwohl es im Zentrum der Stadt lag und der Preis sehr günstig war. Schon wenige Jahre später wäre das eine ausgezeichnete Investition für die Zukunft gewesen.

Eine Widmung von Omama Frimtsche in einem Hagadah-Gebetbuch für die Pessach-Feiertage, das die Eltern aus Palästina mitbrachten und in der sie den innigen Wunsch aussprach, dass wir beiden Enkelkinder Ari und Maxi eines Tages in »Eretz Israel« leben würden, hatte für mich wenig Bedeutung. Überhaupt stand ich dem Zionismus noch sehr fern. Zwar erhielten wir zu Hause neben dem Klavierunterricht auch Hebräisch-Stunden, doch war das hauptsächlich als Vorbereitung für meine Bar Mitzwa. An Auswanderung dachte in unserer Familie damals niemand. Trotz aller besorgniserregenden Ereignisse richteten sich unsere Zukunftsgedanken und Pläne weiterhin auf Wien. Wir fühlten uns als gebürtige Wiener, auch wenn wir ab und zu von länger Ansässigen und eher assimilierten Wiener Juden abfällig als »polnische Juden« verspottet wurden. Ich war begeisterter Anhänger der Austria und nicht des jüdischen Fußballteams Hakoah, den berühmten Mittelstürmer Matthias Sindelar verehrte ich als einen meiner Helden. Wichtig erschien mir in jenen Tagen eher die Frage, wie ich weiter geheim Bridge mit drei meiner Schulkameraden spielen könnte, zu denen Eduard (Edi) Stern, der Sohn des damaligen Bridge-Europameisters, zählte, wie man sich in nicht jugendfreie Filme schwindeln konnte und wohin es in der nächsten Sommerfrische gehen würde.

Kurz nach der Rückkehr von seiner Hochzeitsreise kaufte mein Vater ein Auto, einen gebrauchten amerikanischen Wagen der Marke Nash. Es war